

16. Freitagbrief (13.10.2006).

Napojkin Grigorij Grigorjewitsch

Russland

Wolgograd

Sehr geehrte Genossen vom Verein KONTAKTE,

ich habe von Ihnen zwei Briefe erhalten. Im ersten Brief bitten Sie mich, die Erinnerungen über mein Vorkriegsleben, über die Zeit des Krieges und die Nachkriegszeit sowie über die Gegenwart und über meine Familie zuzuschicken. Ich entspreche Ihrer Bitte, allerdings mit Verspätung, weil ich krank bin.

Ich bin im Jahre 1920 geboren. Meine Kindheit und Jugendzeit vergingen vor dem Krieg. Ich besuchte eine Mittelschule, beendete sie und begann das Studium an der Universität von Saratow. Ich studierte nicht so lange. Im April 1941 wurde ich in die Armee einberufen. Man schickte mich in die Stadt Brest. Am 21. Juni 1941 wurden wir von einer Artilleriekanonade geweckt. Die Geschosse explodierten auf dem Gelände unserer Militäreinheit. So begann für mich der Krieg. Wir wurden sofort eingekreist. Nach ein paar Tagen verließen wir das belagerte Gebiet. Wir waren Tag und Nacht unterwegs. Wir waren sehr müde und schliefen im Gehen ein. Nach dem Verlassen der belagerten Region wurden mein Kamerad und ich ins Sonderbataillon der Maschinengewehrbediener aufgenommen. Es gab Offensiven und Rückzüge. In Kämpfen zogen wir uns bis zur Stadt Neshin in der Ukraine zurück. Hier wurden wir erneut belagert und schließlich gefangen genommen. Das passierte im September 1941 bei der Stadt Neshin. Ich weiß nicht mehr genau, wie die Ortschaft hieß. So begann mein Leben in Kriegsgefangenschaft.

Ich war in der Kriegsgefangenschaft bis April 1945. Das waren die dunkelsten und schwersten Jahre meines Lebens. Oft befand ich mich an der Grenze zum Tod, nur einen Schritt davon entfernt. Heute bin ich 86 Jahre alt. Ich bin oft krank. Ich bewege mich mit großer Mühe. Das Ende des Lebens kommt bald. Die Erinnerungen über die Erlebnisse in der Kriegsgefangenschaft fallen mir immer noch schwer. Ich werde kurz einige Momente beschreiben.

Wir wurden auf unserem Gebiet bis zu einer Bahnstation unter erhöhter Bewachung getrieben. Die Schwachen, nicht mehr Bewegungsfähigen wurden am Ende der Kolonne erschossen. Endlich mussten wir in Viehwaggons einsteigen. Es war so eng, dass wir nur dicht beieinander sitzen konnten. In den Waggon schmiss man nur ein Paar Laibe Brot rein. Das Brot teilten wir in gleiche Portionen. Wir wurden nach Deutschland geliefert und in einem Lager untergebracht, dessen Nummer ich nicht mehr kenne. Das war ein freies Feld, von Stacheldraht umzäunt. Wachtürme umringten das Gelände. Auf jedem Turm befand sich rund um die Uhr ein Wachmann. In den Wachtürmen gab es Scheinwerfer und Maschinengewehre, die in Richtung Lager zielten. Man durfte sich dem Zaun nicht nähern. Die Wachmannschaft eröffnete sofort das Feuer. In der Ferne waren Berge zu sehen. Man sagte, es wären die Sudeten. In der Nähe vom Lager befand sich ein Dorf.

Die erste Nacht hat sich mir gut eingeprägt. Ein freies Feld. Die Lufttemperatur war niedrig. Die nach dem langen Weg erschöpften Menschen schliefen direkt auf dem nackten Boden. Mein Kamerad und ich hatten einen Stahlhelm. Mithilfe des Helms gruben wir ein kleines Erdloch und

schliefen drin. Mein Freund, er hieß Kostja, begann zu weinen. Ich versuchte ihn zu beruhigen. Er war deutlich jünger als ich. Am Morgen kamen wir aus dem Erdloch raus. Das Gelände war von liegenden Menschen voll. Sie konnten nicht aufstehen, obwohl sie noch am Leben waren. Die aus den Reihen der Kriegsgefangenen angeworbenen Polizisten zogen diese Körper zu einem Haufen vor dem Tor. Mir hat sich folgendes Bild eingeprägt. Zwei Polizisten zogen einen Liegenden an den Beinen. Hinterher liefen ein paar Kameraden und riefen: „Herr Polizist, oder wie müssen wir Sie nennen? Er ist noch am Leben! Noch am Leben!“ (Ich glaube, das waren Ukrainer.) Als Antwort bekamen sie Schimpfe und Kopfschläge mit Stöcken. Zum Tor kamen bedeckte Pferdekarren. Die vor dem Tor liegenden Menschen wurden in diese Karren gestapelt und weggebracht. So verging die erste Nacht im Lager.

Später wurden wir in Erdlöchern untergebracht, die von Kriegsgefangenen auf die Schnelle gebaut worden waren. Wir schliefen immer noch auf nacktem Boden. Hier war es aber etwas wärmer. Langsam zogen wir aus den Erdlöchern in Baracken um. Das waren Holzbauten mit zweistöckigen Schlafstellen.

Das Essen war sehr schlecht. Morgens gab es einen Appell. Danach bekamen wir heißen Tee. Mittags gab es eine Balanda aus Rüben und ein Stückchen Brot. Man sagte, das Brot sei aus Rüben gebacken. Wenn mal ein Stück Kartoffel reinkam, waren alle sehr froh. Im Frühjahr 1942 waren die Rüben- und Kartoffelvorräte wohl zu Ende. Von da ab hatten wir Suppe mit Gras. Die Menschen wurden schwächer. Einige konnte sich nicht mehr bewegen. Diese Personen wurden getrennt und in einem Block „für die Schwachen“ eingesperrt. Aus dem Block war nur ein einziger Weg – in den Tod.

Ich war noch relativ fit, weil ich in einem Bedienungsarbeitskommando arbeitete. Unser Kommando brachte eine Tonne mit Fäkalien zum benachbarten Feld und düngte die Erde. Die Arbeit war schmutzig und schwer. Das war aber besser, als im Block „für die Schwachen“ auf den Tod zu warten. Im Herbst 1942 begann eine Typhusepidemie. Zuerst wurden nur wenige krank, darunter ich. Das hat mein Leben gerettet, weil in den Krankenbaracken noch Plätze frei waren. Ich lag in einer Baracke auf dem Bett oben. Ich war typhuskrank und mehr als eine Woche bewusstlos. Die Krise ging aber vorbei. Ich konnte nur nicht richtig gehen. Ich war kraftlos und sah wie ein mit Haut umwebtes Skelett aus. Am Morgen bekam ich Tee, zum Mittag Balanda und ein Stück Brot. Ich hörte ein Gespräch zwischen zwei Sanitätern. Ein Sanitärer kam aus anderen Baracken zu Besuch. Unser Sanitär zeigte auf mich und sagte: „Er wird bald sterben. Dann haben wir noch einen Platz frei!“ Ich habe auch gehört, wie der Sanitärer über die Baracke erzählte, wo Typhusranke aus dem Lager endgültig landen. Es gab keinen Platz mehr. Die Kranken lagen in einer kalten Baracke und krochen auf dem Fußboden. Wenn die tot waren, schleppte man die Leichen zum einen Kilometer entfernten Friedhof. Zum Frühjahr hin war das Lager fast leer. Die Überlebenden sammelte man in einem Block. Das waren hauptsächlich Köche und Polizisten. Ich habe eine Zahl gehört: im Winter starben 100 000 Menschen an Typhus. Ich bin aber nicht sicher, dass diese Zahl stimmt. Die Überlebenden wurden in einer Baracke gesammelt. Wir waren kraftlos, schmutzig und voll von Läusen. Die Läuse versteckten sich sogar in den Augenbrauen. Vielleicht hätte ich nicht überlebt. Mir hat folgendes geholfen. Auf meiner rechten Hand erschien eine Wunde. Ich wurde ins Spital außerhalb des Lagers eingeliefert. Hier wurde ich ins Waschhaus getragen. Ich konnte nicht mehr gehen. Die Unterwäsche wurde gereinigt. Damit wurden die Läuse bekämpft. Danach brachte

man mich in ein kleines und warmes Zimmer. Hier gab es sechs oder acht Kranke. Mir ging es schon besser. Zuerst konnte ich mich setzen. Danach begann ich innerhalb des Raumes zu spazieren. Im Sommer wurde ich entlassen und gelangte zurück ins Lager. Bald wurde ich zusammen mit einer Gruppe der Kameraden als Arbeitskommando mit dem Zug wegtransportiert.

Ich kam in die Stadt Jena. Hier arbeitete ich bis Kriegsende. Die Hauptarbeit war Be- und Entladen von Lasten am Stadtbahnhof. Hauptsächlich trug man verschiedene Tonnen Stein, selten gab es Kartoffeln und weitere Lebensmittel. Als die US-Flugzeuge begannen, die Stadt anzugreifen, wurden wir nach dem Luftangriff zur Trümmerbeseitigung getrieben. Wir halfen den Einwohnern, ihre Sachen wiederzufinden. 1945 häuften sich die Luftangriffe. Im März 1945 wurden wir in einer Baracke auf dem Gelände einer Militäreinheit untergebracht. Ein paar Tage hatten wir nichts zu tun. Danach schloss man uns einer großen Gruppe von Kriegsgefangenen an. Ich glaube, das waren Kriegsgefangene aus der ganzen Stadt. Unter Bewachung wurden wir in unbekannte Richtung getrieben. Es gab Gerüchte, wir sollten in die Bergregion in Tschechien getrieben werden. Wir, hungrig und schwach, waren einige Tage unterwegs. Uns versorgten die Einwohner der Siedlungen. Wir hatten daneben Erholungspausen. Die Einheimischen brachten Mehl. Die Wächter verteilten es. Wir kochten eine Mehlbalanda. Dann hieß es weiterlaufen bis zur nächsten Pause. Alle waren müde und schlapp. Uns bedrückte die Unklarheit. Wohin werden wir getrieben? Was macht man künftig mit uns?

Unsere Gruppe bestand aus acht Mann. Wir hielten uns immer zusammen. Wir wollten uns verstecken und die ganze Menschenmenge verlassen. Wir durchquerten die Gegend, wo am Straßenrand Büsche wuchsen. Es gab eine gute Gelegenheit, weil die Entfernung von einem Wächter bis zum anderen etwas größer als gewöhnlich war. Wir bogen ab und versteckten uns im Busch. Haben die Wächter das bemerkt? Ich denke, ja, aber sie wollten das sozusagen außer Acht lassen. Als die Menschenmenge vorbei war, liefen wir über die Straße und erreichten den benachbarten Wald. Die Gegend war unbewohnt. Manchmal gingen deutsche Soldaten vorbei. Wir warteten auf die Nacht. Die ganze Nacht war Schießerei zu hören. Sie wurde immer lauter und näherte sich. Am Morgen hörte man auf zu schießen. Wir sahen Panzer, viele Panzer. Statt Hakenkreuz waren amerikanische Zeichen zu sehen. Das waren Amerikaner. Am 5. April 1945 haben uns also die Amerikaner aus der Kriegsgefangenschaft befreit. Wir kehrten nach Jena zurück. Man sammelte uns auf dem Gelände einer Militäreinheit. Dort lebten wir ein paar Tage. Danach wurden wir auf LKWs in die russische Zone gebracht. Zuerst arbeiteten wir in Deutschland und demontierten ein Aluminiumwerk. Nach der Arbeit brachte man uns nach Russland, in ein Durchgangslager. Danach kam ich in ein Arbeitsbataillon bei Gorkij (Nishnij Nowgorod). Ich fällte Bäume. Erst im Frühjahr 1947 wurden wir demobilisiert und durften heimkehren.

Als ich nach Hause kam, erfuhr ich, dass mein Vater 1943 in die Armee eingezogen wurde. Seitdem galt er als vermisst. Die Mutter und drei Schwestern wohnten in Belyj Jar. Wir lebten arm. Die älteste Schwester arbeitete als Grundschullehrerin, die anderen waren noch in Ausbildung. Ich war unausgebildet. Ich fand eine Arbeitstelle und studierte parallel im Fernstudium an einer pädagogischen Hochschule. Nach dem Abschluss setzte ich das Fernstudium am Pädagogischen Institut von Uljanowsk fort. 1954 beendete ich das Studium und arbeitete seitdem als Physik- und Mathelehrer in einer Dorfschule. 1955 heiratete ich. Kurz danach übersiedelte unsere Familie nach Togliatti. Bis 1980, also bis zur Rente, arbeitete ich dort als Physik- und Mathelehrer. Ich habe zwei

Kinder, einen Sohn und eine Tochter. Heute sind sie nicht mehr jung. Meine Ehefrau ist Lehrerin für russische Sprache und Literatur. Als Rentner übersiedelten wir nach Wolgograd (Stalingrad). Hier leben wir bis heute. Beide Enkelkinder studieren. Eine Enkeltochter hat das Studium bereits beendet. Ich habe eine Urenkelin. Sie machen das Leben schöner. Die Interessen, Freuden und Sorgen der Kinder stehen im Mittelpunkt meines Lebens.

Auf Wiedersehen Ich wünsche Ihnen viel Erfolg in Ihrer edlen und notwendigen Arbeit

Napojkin

(Unterschrift)